

Otto Friedrich: Das ungebrochene Brot

Der Stellungskrieg in Mazedonien entbehrte des wilden Schlachtenlärms der Westfront, war aber dafür reich an Mühsal und Entbehrungen aller Art. Die deutschen Artilleristen, die ihre Stellungen inmitten der bulgarischen Front bezogen hatten, wußten ein Lied davon zu singen. Solange noch der Bewegungskrieg gedauert hatte, mochte manchem der Vorwärts durch Serbien wie ein einziges großes, buntes Abenteuer erscheinen. Aber als man nun zwischen dem Bardar und dem Doiran-See auf den kahlen Höhen, über denen im Sommer unerträglich die südliche Sonne strahlte und über die im Winter schneidende Winde pfliffen, sich eingenistet hatte, bekam man bald alle Tücken des Klimas zu spüren. Kleine Fliegen brachten die Malaria, im verbrannten Gras saßen giftige Skorpione und nachts mochte es dem einen oder dem anderen passieren, daß er beim Schein der Taschenlampe im Unterstand eine Schlange, bössartig geringelt, entdeckte. Zur Krankheit und der bisweilen sogar tödlichen Sie in den baum- und wasserarmen Bergschluchten kam eine oft nicht minder tödliche Langweile, die selbst dann nicht vergehen wollte, wenn man nach des Tages bleiern einschläfernden Blut irgendwo in den spärlichen Maulbeerpflanzungen die wehmütigen Volkslieder der kleinen gebräunten bulgarischen Soldaten hörte, die sich merkwürdig von den durchdringenden Summen und Zirpen der Zitaden abhoben. Man hat in den Kriegshildungen viel von Kämpfen, Schlachten und aufregenden Wagnissen gelesen. Aber viel zu wenig wird dabei jenes schrecklichen Einerlei gedacht, das aus dem ständigen frauenlosen und freudlosen Zusammenleben der Männer eine Atmosphäre der verdeckten Unruhe und eine nervöse Spannung erzeugte, die die Vorgesetzten durch allerhand mehr oder weniger überflüssige Erarbeiten, Appelle und sogenannte „Kurse“ zu vermindern trachteten, die sich dann aber um so stärker in kleinen Claqueur-Kämpfen äußerte, die zwischen den einzelnen Batterien, den Geschütz-Abteilungen, den Kanonieren und Telephonisten, ja auch zwischen Vorgesetzten und Mannschaften von Unterstand zu Unterstand ihr unterirdisches Leben führten.

Daher war es verständlich, daß der Vizefeldwebel Franz Werther die Mitteilung des Batteriechefs, er sei zu einem Spezialkurs nach Stoplje abkommandiert worden, mit einer Befriedigung aufnahm, die sich im Kreise der Kameraden bis zu einem wahren Freudenausbruch steigerte. Am nächsten Morgen bereits ritt er auf einem der kleinen bulgarischen Pferdchen, so reich es die Hitze und der ewig abzuwehrende Fliegenschwarm erlaubten, in die rückwärtige Stellung. Selbst hier und da in der Nähe einschlagende Granaten, mit denen das Gegenüber der Saloniki-Front seinen unverminderten Gefechtszifer bekunden wollte, brachten ihn nicht aus der Ruhe. Und diese Ruhe nahm noch beträchtlich zu, als er nach kurzer Fahrt in den Etappenstellungen die Feldbahn in Dedeli erreichte. Eingepfercht in einen überfüllten Wagen von Uralbüren, nahm er selbst an deren gehobener Stimmung teil, gleich

als ob auch ihm die ersehnte Heimatspause bereits winkte. Er genoß sogar zum ersten Male die eigenartige herbe Schönheit der Landschaft und langte in Stoplje wie ein Mensch an, den man aus der Angürtung eines festen Panzers gelöst hat und der nun zum ersten Male seit langer Zeit wieder die Glieder redt und freckt. In Stoplje erhielt er als Offiziersanwärter bequemes Quartier im Hause eines wohlhabenden spaniolischen Juden, der ihn abends sogar mit allerhand Süßigkeiten und einem kräftigen Sliwowitz bewirtete.

War es nun eine Wirkung der drei oder vier Gläser Sliwowitz oder das Kraftgefühl, das ihm aus der Loslösung vom täglichen Grabenschmutz erwuchs, oder war es auch jene unbestimmte Mischung von romantischer Erwartung und Abenteuerlust, die eigen an weichen Sommerabenden in fremden Städten überkommt, jedenfalls war Franz Werther in einer nicht definierbaren frohen Unruhe. So wie in den kurzen Intervallen, die zwischen dem Scheiden des Tages und dem Beginn der Nacht liegen, alle Konturen, die das Flimmern des Sonnenlichtes vorher ungewiß gemacht hat und die nachher im Dunkel der Nacht ganz ausgewischt werden, noch einmal mit doppelter Schärfe ganz linienhaft klar vorz Auge treten, so waren auch für Franz Werther alle Eindrücke, die er bei diesem Abendspaziergang hatte, viel plastischer, viel nuancenreicher, als beim ersten flüchtigen Durchqueren der Stadt. Da lag oben auf einer Anhöhe am Bardar-Ufer die alte türkische Zitadelle und an ihren Hängen ringelten sich in phantastischem Auf und Ab die engen Gassen des Türkenviertels, aus dem nur ab und zu der Reifefinger eines Minarettis oder der breite Schildkrötenrücken einer Moschee-Kuppel weiß in die dunkelblaue, fast ins Lilafarbene hinüberspielende Abendluft emporstieg. In den engen Basarpassagen sahen die Handwerker noch

in den kleinen Vorbauten ihrer grauen Lehmhütten, pumpten ihre Metallwaren, klopfen die Schuhe, nähten die Gürtel, priesen die Seidentücher an oder saßen auch bisweilen, umtan von der Würde eines langwallenden Bartes, wie die Weissen der arabischen Märchen auf ihren kreuzweis verflochtenen Beinen. Aus den Gassen drang ein unangenehm fülliger Geruch von Fetten und Gewürzen, aber appetitlich brodelten die kleinen Fleischstücke an den Bratspießen. Sonderbar! Am meisten erregten Franz die ab und zu durch die Gassen huschenden Frauen mit den tief verschleierten Gesichtern, aus denen nur die schwarzen Augen mit einer Glut brannten, die vielleicht deswegen so stark war, weil die gefärbten Wimpern und die offenbar stark gepuderten Wangen den Kontrast zu den übrigen wenigen freiliegenden Teilen des Gesichts noch erhöhten. Aber war seine Unruhe eigentlich so sonderbar? War es nicht verständlich, daß nach einem Jahr der Entbehrung im Graben und nun inmitten dieser farbigen, für den Westeuropäer fast unwirklichen und märchenhaften Welt die Sinne ihr Recht verlangten? Er suchte die in ihm aufsteigenden Gefühle durch allerhand Vernunftgründe, durch Moralbedenken, durch Angst vor Krankheit und Ungemach, ja sogar durch einen Hinblick auf die entsprechenden militärischen Anordnungen, die am Bahnhofsausgang jeder Soldat, der die Stadt verlat, von dem fürsorglichen Stadtkommando in die Hand gedrückt bekommen hatte, zu servitieren oder wenigstens gegen sie eine Art von Sicherungsdämmen zu errichten.

Da er aber fühlte, daß immer wieder ihn Zweifel und Versuchungen überkamen, sobald er nur irgendwo an der Ecke ein paar Soldaten mit den nicht wenig zahlreichen und sehr gefälligen mazedonischen Mädchen plaudern sah, so war es ihm im Grunde ganz angenehm, als er einen Kameraden traf, der mit ihm zum gleichen Kurkurs abkommandiert war und mit dem er gemeinsam die Reise von Dedeli gemacht hatte. Er folgte seiner Einladung zu einem, wie der Kamerad sagte, „lustigen Abend mit unerhörten Überraschungen“, der eine Reihe der abkommandierten Deutschen und bulgarischen Kurkursmitglieder abends in dem sogenannten „Kasino“ bereiten sollte. Dieses „Kasino“ war ein etwas baufälliger und wackeliger großer Pavillon, der, am Ufer des Bardar gelegen, einen hübschen Ausblick bot und in Friedenszeiten den wohlhabenden Schichten der Bevölkerung wohl als eine Art gesellschaftlichen Mittelpunkt gedient haben mochte. War der Holzbau schon an sich nicht sehr ansehnlich, so war er durch die Vernachlässigung mehrerer Kriegsjahre nicht gerade zu einem begehrenswerten Aufenhaltort geworden. Das tat allerdings der Freude und Ausgelassenheit der jungen Leute keinen Abbruch, die froh, endlich einmal den täglichen Gefahren und Plagen des Stellungskrieges entronnen zu sein, nun verhalten, sich ordentlich auszulösen. Einer von ihnen hatte, wer weiß wie, eine Reihe von Orisichönen aufgejagelt, und nachdem man dem schnell herbeigeschafften Wein und Schnaps



Mädchen hinterm Schalter

Bist so bleich, du Mädchen hinterm Schalter,
trägst die Blässe der getöndeten Zimmer;
deine Augen aber leuchten immer —
hinter Gittern eingefangne Falter!

Hältst jetzt sinnend einen Brief in Händen —
Flieger trug ihn her aus weiter Ferne —;
du entflügest dieser Haft so gerne,
schon der Wunsch kößt sich an harten Wänden.

Du ist Arbeit eine herbe Speise,
von den Feiertagen leicht verführt.
Wenn die Sonne dich von ferne grüßt,
träumst du schnell von einer Sommerreise.

Und wie du in diesem Traum erblüht,
schwingt ein Lied in dir verborgen, leise.

Julius Zerfaß.

mehr als beförmlich zugesprochen hatte, drehte man sich zu der rasch improvisierten Geigen- und Klaviermusik einer durch den Rärm herbeigekochten Zigeunerbande, in wiegendem Walzerstil, in den kurzen Rhythmen amerikanischer Modetänze oder auch, und dies war ein Höhepunkt für die teilnehmenden Bulgaren, Hand in Hand gefaßt, in dem raschen Schwünge eines slawischen Rundtanzes.

Erst zu einer sehr späten Stunde trennte man sich. Franz Werther hatte es nicht weit z. dem Hause seines Gastgebers, aber die angelegte Stimmung, in der er sich befand, und vielleicht auch ein dunkles, nach Tanz und Alkohol doppelt starkes ungewisses Verlangen nach irgendeinem Abenteuer trieb ihn dazu, einige Kameraden noch ein Stück auf ihrem Heimweg über die Wardarbrücke hinüber zu begleiten. Es mußte sehr spät gewesen sein, als er sich von ihnen trennte, die tags so belebten Gassen waren ganz menschenleer, und um so mehr wunderte er sich, als er auf dem Rückweg kurz vor der Brücke plötzlich einer Frau begegnete, die irgendwie schon und doch offenbar in zweideutiger Absicht mit einer kleinen schwarzen Kasse auf dem Arm in jenem langsamen und suchenden Schritte einherging, der Absichten vermuten läßt und Anknüpfungen erleichtert. Als er mit einigen raschen Schritten auf sie zu kam, staunte er. Sie hatte ein schmales, blaßes Gesicht, dessen Blässe noch durch die etwas ungeschickt und offenbar ungewohnt angemaßten roten Lippen unterstrichen wurde. Die Augen waren blau, weich und schwermütig, das Haar blond und zu einem dichten Knoten geschürzt. Die etwas hervorstehenden Backenknochen, alles das ließ vermuten, daß sie eine Slawin war, die nicht dem eigentlichen mazedonischen Milieu entstammte. Franz sprach sie an. Sie blieb etwas verärgert, aber doch bejahend stehen. Sie wies die paar Broden seiner bulgarischen Umgangssprache in einem von österreichischen Akzent getragenen einwandfreien Deutsch zurück. „Sie können mit mir deutsch sprechen, ich kenne Ihre Muttersprache gut.“ Franz Werther staunte. „Wie kommt das, haben Sie sie in so kurzer Zeit hier erlernt?“ „O nein, aber woher ich deutsch kann, das wird Sie ja wohl kaum interessieren.“ „O doch“, beharrte Franz. „Ich bin eine Serbin. Ich habe als junges Mädchen in Belgrad eine österreichische Schule besucht.“ Franz wunderte sich, ein Straßenmädchen, das die höhere Schule in Belgrad besucht hat? Seltsames Abenteuer in der späten Stunde dieser mazedonischen Stadt. „Kann ich Sie vielleicht begleiten?“ Plötzlich freilich besann er sich: sie wird Geld von mir haben wollen, und ich habe nichts bei mir. Er sah sie mit einem kurzen Seitenblick an und wußte nicht recht, wie er sich ihr verständlich machen sollte. „Ich gehe gern mit Ihnen mit“, sagte er plötzlich mit der ungebolten Gradsheit eines Menschen, der am Schliff und Politur gekommen ist. „Aber ich habe nichts für Sie bei mir.“ „O doch“, entgegnete sie, und wies auf seinen Brotbeutel, den er gewohnheitsgemäß bei sich trug, und in dem ein großes frisches, knuspriges Kommiwbrot steckte. Ein Kamerad hatte es ihm auf dem Heimweg gegeben, als er darüber klagte, er habe es bei seiner Ankunft veräußert, sich bei dem Verpflegungsdienst seine vorzige Brottraktion ausbändigen zu lassen. Mit einem scheuen und begehrligen Blick fuhr die Serbin fort: „Nur das Brot möchte ich von Ihnen haben, nur etwas Brot.“ „Haben Sie Hunger?“ entfuhr es ihm. „Nicht ich, aber ich brauche das Brot dringend, sogar sehr dringend. Sonst hätten Sie mich nicht so spät hier angetroffen.“ Franz war etwas bekommen zu Mute. Sollte er ihr nicht einfach das Brot geben und weitergehen? Aber dann sah er sie wieder an, sie hatte eine

zierliche Gestalt und ihr einfaches schwarzes Kleid ließ die Formen stark hervortreten. Der Trieb in ihm siegte. Er mochte sie nicht von sich weisen. „Wohnen Sie hier in der Nähe?“ war seine Antwort. „Nur wenige Schritte weit.“ Indes sie miteinander sprachen, waren sie schon unmerklich in einer Seitengasse angelangt und machten vor einem kleinen, sauberen Hause halt, das wie alle Gebäude in Skoplje unter den Kriegsjahren Schaden genommen hatte, aber doch erkennen ließ, daß darin früher ein gewisser bescheidener Wohlstand, vielleicht der eines kleinen Beamten geherrscht haben mußte. Die Serbin zog aus ihrer zerschrammten Handtasche einen schweren Schlüssel und schloß die Tür auf, die knarrend nachgab. Gleich am Eingang des Raumes stand ein Leuchter, den sie entzündete, und in dessen ungelichem Halblicht Franz die farglichen Reste einer europäischen Einrichtung in Gestalt eines abgenutzten Sofas, eines Tisches und weniger Stühle erkannte. In der Nähe einer anderen Tür, die in ein weiteres Zimmer führen mochte, stand auf einem Schemel ein altes, etwas verbogenes Grammophon mit einem großen Schalltrichter, wie er früher üblich war.

Die Serbin setzte sich. „Bitte, nehmen Sie Platz.“ Franz gehorchte der Aufforderung noch nicht, sondern legte auf den Tisch neben die Kerze, das große braune Kommiwbrot. Dann ging er, um irgendwie einen Anlaß zu haben, die Situation zu lockern, auf das Grammophon zu. „O, Sie haben ein Grammophon? Spielt es noch? Haben Sie auch Platten?“ Indes sah er schon, daß neben dem Grammophon in einem Winkel einige Platten lagen. Er griff eine wahllos heraus und setzte sie auf. Das Grammophon spielte krächzend, aber doch deutlich die Serenade von Toselli. Die Musik ließ in ihm wieder alle Wünsche und Begehungen wach werden. Er trat an den Tisch zurück und sah die Frau sich gegenüber. Sie saß auf dem Sofa, er hatte den Eindruck: sie sucht sich begehrlig zu machen, aber sie ist irgendwie scheu und unglücklich. Das ließ ihm von neuem zögern. Plötzlich kam er auf eine ungeschickte Ausflucht. „Wollen wir etwas essen?“ schlug er vor. „Ich habe nichts da, aber brechen Sie doch von dem Brot ab, ich würde schon mit-

halten.“ Er ging auf das Brot zu, es war wie ein Symbol. Der Laib des Brotes lag lang und drall hingestreckt, der Teig quoll unter der Kruste weich und begehrlig hervor. Er brauchte bloß sein Messer zu nehmen und hineinzuschneiden, dann brach es saftig auseinander. Er zögerte einen Augenblick, da war die Grammophonplatte abgescrummt, er lief rasch zu dem Apparat, griff wahllos nach den wenigen Platten und legte eine andere auf. Eine feurige Marschmusik begann. Es war die Warschawjanka.

„Sie haben die Warschawjanka?“ — „Ja“, sagte die Frau, „von früher her. Mein Mann hat sie so geliebt, er ist eigentlich Russe gewesen. Er mußte vor der Zarenmutter fliehen.“ „Wo ist er jetzt?“ — „Jemand im serbischen Heer. Er kam nach dem Balkankrieg mit mir hierher als Lehrer. Dann mußte er fort, und ich blieb zurück. Zuerst gab ich einige Sprachstunden, aber dann ging das auch nicht mehr. Und jetzt, jetzt...“ Indem öffnete sie die Tür, zwei kleine flachsblonde Jungen, die offenbar von den lauten Klängen der Warschawjanka geweckt worden waren, schauten neugierig und schlaftrunken durch den Spalt. Sie sahen nicht recht, was vor sich ging, sie sahen im Grunde nur eines: neben dem Leuchter das frische, glänzende, knusprige Brot. Und ihre kleinen Stimmen ließen auch den, der die Sprache nicht verstand, ahnen, worum sie die Mutter bat. Franz ahnte noch mehr. Er verstand jetzt, weshalb diese Frau in ihrer höchsten Verzweiflung unter dem Schutze der Nacht diesen Weg gegangen war. Sein Begehren verfloß. Er sah nichts, als den unfählichen Jammern, die tiefe Erniedrigung und den Abgrund des menschlichen Leids. „Nehmen Sie das Brot, ich habe keine Zeit, ich komme ein andermal wieder.“ Sie schaute ihn fast verständnislos an. Dann entspannten sich plötzlich ihre Züge, zwei schwere Tränen standen zwischen den Augenlidern, mühselig erhob sie sich, ging stumm mit an die Tür und sagte zum Abschied nichts, als ein Wort, das in ihm nachklang, als er raschen Schritts durch die Gassen heimkehrte; sie sagte: „Kamerad.“

Auf dem Tisch lag im Schein des verglimmenden Lichts das große runde, knusprige Brot, ungebrochen.

Die internationale Freundschaftswoche

Von Max Winter (Los Angeles)

Amerika erfreut sich seit Jahren einer in Europa so gut wie gar nicht bekannten kulturellen Einrichtung. Die dritte Maiwoche ist an allen Schulen der Vereinigten Staaten der Pflege internationaler Freundschaft gewidmet. Innerhalb dieser Woche muß jede Schule des weiten großen Reichs mit den Kindern ein Fest veranstalten, das der Pflege internationaler Freundschaft dient.

Dieses Fest entspringt dem großen Programm, die Gegenwarts- und Zukunftsbürger der Vereinigten Staaten zu erziehen. Wird ein Europäer von gestern in den frohen Bauber solcher Festlichkeiten hineingezogen, so drängt sich ihm unwillkürlich der Vergleich mit den europäischen Vorkriegsjahren auf, in dem ein Volk gegen das andere um elender Herrschaftsgier willen gehetzt wird, in dem alle zittern müssen, von einem Tag zum andern, ob nicht irgend ein Verantwortungsloser, irgend ein Machtbesoffener zum Werkzeug der Raubgier wird, in dem die Insassen des Käfigs von einem Tag zum andern fürchten müssen, daß der Sohn, der Gatte, der Vater am nächsten Tag marschieren muß, um den Nachbarn zu töten oder von ihm getötet zu werden, obgleich beide besten Willens sind,

miteinander Frieden zu halten.

Wie anders Amerika! Da ist Ost mit West nicht verfeindet oder mit den Mittelstaaten, die Mitte will nicht Krieg gegen West oder Ost, der Süden rüftet nicht gegen den Norden, er gibt den Kindern nicht Alvinisthede als Ehrenzeichen, daß sie Zukunftssoldaten sind für den Zug über die Alpen, Ehrenzeichen, gewissermaßen in Vorschuß. Gewiß, auch Amerika hat in Ost und West eine andere Welt, der Norden des Mississippi schaut andere Menschen als der Süden des Stroms; gewiß lebt im heißen Arizona oder im Süden Kaliforniens ein anderes Volk als in Nord-Dakota oder an den großen Seen im Norden Mittelamerikas — aber in einem sind sie alle gleich: Allen Staaten ist dieselbe kulturelle Linie vorgezeichnet und sie alle halten sie ein, so gut sie es nur vermögen. Ja, ein edler Wettstreit, dem andern darin zu vorzukommen, ist oft zu beobachten. Die erzieherische Beeinflussung von jung und alt von Staats wegen gibt dieser kulturellen Linie Richtung.

Eines Tages klingelt das Telephon. Die Stimme einer Schweizer Frau: „Wollen Sie nicht für mich am 18. Mai zu den Kindern einer Schule über internationale Freundschaft spre-

Heldische Erziehung / Von Anders Bechgrimm

Sie sahen drei Stunden schon, ohne zu fragen, der Junge ist immer noch nicht zu Haus.
Die Mutter sieht müde zum Fenster hinaus:
„Heut mußt du ihm aber mal wirklich was sagen.
Das ist diese Woche die dritte Nacht —
was haben die bloß aus dem Jungen gemacht!“

Er lächelt müde und sagt: „Wie du meinst!
Was kümmert uns schließlich der Fragebogen.
Wozu haben wir ihn denn aufgezogen?
Es ist auch nicht nötig, daß du jetzt noch weinst! —“
Er streicht ihr ganz leise das graue Haar,
das früher so blond und so glänzend war.

Die Nacht schleicht weiter, sie gehen zu Bette,
es schlägt schon drei, es schlägt halb vier,
da kommt der Junge, er riecht nach Bier,
im Mundwinkel fliebt ihm die Zigarette.
Der Vater steht auf und geht auf sein Zimmer.
Da setzt er sich nieder, so ernst wie immer:

„Nun sag mal, Hans, was machst du für Fagen,
erst gestern wars drei und heut schon bald vier,
das kann dir nicht gut tun, das schadet dir,
du kommst doch gerade jetzt erst ins Wachsen.
Das ist diese Woche die dritte Nacht —
und was sich die Mutter für Sorgen macht.“

Der Bengel torfelt und lallt nur: „Schauze!“
Er zieht sich dabei ohne Eile aus
und legt auch den Dolch aus der Tasche heraus.
„Nehmt, nehmt! Sonst kriegt du noch eins vor die Blauze!“
Schon wühlt er die Decke über den Kopf,
aus den Kissen lugt nur noch der blonde Schopf.

Am Morgen, bevor er zur Schule muß,
fliezt er sich müd auf dem Kinderkatheder
und laut dabei sorgenvoll an seiner Feder.
Dann rafft er sich auf und ruft halb laut: „Schluß!“
Im Bogen die Spalte: „Elternhaus?“
füllt er dann langsam und gründlich aus.

„Mein Vater war früher Sozialdemokrat,
über sowas können wir heut nur noch lachen.
Empfehle trotzdem, ihm mal Dampf zu machen,
hat gar keine Ahnung von unserem Staat.
Im übrigen ist er Häuser-Vermittler
und stört mich im Dienst. Hans Böhm. Heil Hitler!“

Herrn Böhm hat man nunmehr in Schutzhaft genommen,
er starb daran im folgenden Jahr,
als Hans grade eben sechzehn war.
Der ist bald darauf ins Feld gekommen
und schrie, als er hing im Stacheldraht da,
drei lange Stunden: „Mama — Mama —!“

den? Ich selbst werde im Schweizerkostüm an der Feier teilnehmen.“

„Von Herzen gerne. Mit tausend Freuden.“
„Dann bitte seien Sie am Morgen bereit.
Ich hole Sie um 8 Uhr mit dem Wagen ab. Es
ist der internationale Freundschaftstag. Es sind
Kinder von 10 bis 13 Jahren, zu denen Sie
sprechen sollen.“ „Abgemacht.“

Und der Tag kam. Es war einer jener ewig
schönen Maienstage Südkaliforniens. Langsam
besiegt die Sonne die Nebel, die von der See ins
Land streichen. Dann aber leuchtet sie so hell, so
strahlend, wie die Augen der Kinder, die zum
Feste rüsten oder in seiner Erwartung zur Schule
kommen.

Halb zehn Uhr. In der Speisehalle der
Schule sind die größeren Kinder versammelt. Auf
einem Pult an der Längswand stehen Blumen.
Zu beiden Seiten Stühle für die Schweizerin,
den Sprecher und den „Prinzipal“, wie in Amé-
rika der Schulleiter heißt, den die Kinder aber
im Gespräch mit ihm bei seinem Namen nennen,
Mr. Bowman. Das gehört zur Demokratie. Nur
keine Titel! Neben den Gästen steht ein Bub mit
der amerikanischen Flagge.

Der **P r i n z i p a l**: „Kinder, bevor ich
euch unsere Gäste vorstellen, wollen wir die Fahne
grüßen.“ Alle Kinder erheben sich und strecken
den rechten Arm gegen das Sternenbanner.
Stehend singen sie die Hymne.

Noch eins muß den Reden vorangehen: Die
Begrüßung der „a u s l ä n d i s c h e n G ä s t e“,
die schon vor der Türe warten. Ein Zeichen und
sie marschieren ein.

Den Zug eröffnet ein blondes Mädel mit
dem Sternenbanner, die „Miss America“ dieser
Schule. Dann kommen die Nationen. Eine Schul-
klasse hatte den ehrenvollen Auftrag, den Zug der
Nationen darzustellen. Jetzt ist der große Augen-
blick. Schon kommen sie, als erster ein Indianer,
sehr realistisch in einem stark zerklebbten Kleid
dargestellt. Dann kommen die guten Nachbarn,
die Kanadier und Mexikaner, die Völker des
Pazifischen Ozeans, die amerikanischen Philippin-
er, die Japaner, Chinesen, mit Würde den Kopf
tragend. Schließlich Europäer, alle in Kostümen:
Engländer, Schotten, Franzosen aus dem Elsass,
aus Holland, aus der Schweiz, Nelpen. Eine

Italienerin schwingt die Tricolore in ihrer Hand.
„Und was ist De i n Wunsch?“ fragt sie der
Prinzipal, der für jedes Kind ein gutes Wort
hat. „Ich komme aus Italien. Mein Volk will
den Frieden!“ antwortet die Kleine, wohl nicht
wissend, wie wahr diese Worte sind. Das war
gerade in den Tagen, da Mussolini den großen
Siegestausch organisierte.

Dann kamen die Reden. Zuerst sprach die
Schweizer Frau einige Worte der Einführung
und dann erzählte der Hauptredner des Tages
den Kindern von den Schrecken des Weltkrieges,
von dem Sterben der Väter, von dem Kummer
der Mütter, von dem Hunger der Kinder, von
der Zeit, da die Mutter das Brot versperren hal-
ten mußte vor den hungrigen Kindern, Ameri-
kas Kinder glücklich preisend, daß sie in einem
Land wohnen, dem dank seiner bewährten Frie-
densliebe kein Krieg droht. „Gute Nachbarn
sein!“, wie es euer großer Präsident Franklin
D. Roosevelt immer wieder sagt, das ist alles.
Reicht euch die Hände, schließt die Kette, drückt
euch fest die Hände, Bubens und Mädels, und
ruft mit mir: Freundschaft, Freundschaft,
Freundschaft! Und diesen Gruß behaltet bei als
Gruß und Erinnerung an den Freundschaftstag
und an dieses schöne Fest.“

Freundschaft, Freundschaft, Freundschaft!
scholl das Echo zurück und als dann der Prinzi-
pal die Gäste durch alle Schulklassen führte, um
ihnen den Schulbetrieb zu zeigen, scholl ihnen
überall als Gruß das schöne Wort Freundschaft
entgegen, von den Kindern und den Lehrerinnen,
denen die unterste Stufe der Amerikanischen
Schule ausschließlich anvertraut ist. Ein schmäh-
haftes Mahl in der Schulküche, die dem Prinzi-
pal ebenso dient wie den Lehrerinnen und Kin-
dern, auch den Aermsten, den Kindern der Ar-
beitslosen, die Gäste der Schule sind, be-
schloß den schönen Vormittag.

Da die Gäste wieder in den Wagen stiegen,
scholl ihnen als letzter Gruß das Wort: „Freund-
schaft“ nach, der in den amerikanischen Vordern
Europas so verpönte Gruß der „Kinderfreunde“.
Einige Tage später aber brachte der Postbote
dem Redner des Tages einen Brief des Prinzi-
pals, in dem der Schulleiter wirklich sagt:

„So oft ich in eine Schulkasse komme, hebt
ein Junge seine Hand und ruft mir zu: „Freund-
schaft!“ Ich bin sicher, die Früchte Ihres Beis-
ches werden dauernd sein und wirklich Gutes in
unseren Schülern werden.“

Kurzfristige verbieten die Freundschaft, weil
Ausschauende fördern sie!

Kleine Gedanken über große Gefühle

Die Jaren des alten Roms sahen bei den
Gladiatorenkämpfen in ihrer Hofloge und spiel-
ten das bekannte Spiel mit dem Daumen:
wurde er hochgehalten, so blieb das Opfer am
Leben, wurde er gesenkt, so erlitt es den Tod.
Je nach Laune und Einfall.

Uns kommt es wohl ungeheuerlich vor, mit
welcher Fribollität hier über einen Menschen
entschieden wurde. Aber handelt es sich auch
nicht um Leben oder Tod: oft haben auch unsere
Herzen nevonische Umwandlungen. Wie oft ist
dir einer „sofort unsympathisch“, den du nur
flüchtig sahst? Was ist das mit der großen
„Liebe auf den ersten Blick?“ Geht es gar nicht
ohne die Launen der Seele?

„Die Liebe kommt nachher schon von
selbst“: die ständige Redensart der Ehefrüher,
wie sie in den alten Büchern stehen, hat ihren
wahren Kern. Gefühle wollen wachsen und sich
bewähren, nicht wie Raketen verpöffen sein.

In einer bekannten und vielbejungenen
Ballade wird das Herz mit einer Uhr ver-
glichen. Ich trage, wo ich gehe. . . . Es hat
langsam fast ein wenig phrasenhaften Klang
bekommen. Und ist doch zu einem Teile ganz
schön.

Ich finde zum Beispiel, der Umstand, daß
nur schon etwas über die ersten Jahrzehnte
hinausgewachsene Menschen goldene Uhren ge-
schenkt bekommen, läßt sich schön in den Ver-
gleich einfügen.

So ein echtes Herz will nämlich mit An-
dacht und Vorsicht behandelt sein.

Und ihr wißt ja, wie es ist, wenn man
Kindern Uhren schenkt! Sie nehmen sie aus-

einander, zusammenzusetzen können sie sie nicht wieder, und an dem, was dein ist, freuen sie sich dann auch nicht einmal . . .

Ich las in der Zeitung von der Begebenheit mit einem braven Pferde, das sein Besitzer verkauft, das sich aber losgerissen habe und viele Meilen weit über Berg und Bach in den alten Stall zurückgeflohen sei.

Solche Geschichten läßt man sich gern erzählen: jeder gehört schon in seinen Stall, und ob Cinen oder Weiten, zu Hause ist es am besten.

Wenn der Franzose „Ich bin zu Hause“ ausdrücken will, so sagt er: „Ich bin bei mir“. Die Menschen, die seine Sprache formzen, scheinen gewohnt zu haben, daß man sehr wohl „zu Hause“ und doch außer sich sein kann.

Bei lebendigen Menschen gibt es eben hin und wieder neben der Gewohnheit an Däfermischung und Strippe auch noch andere Regungen. Und wenn es ihn gerade so überkommt, reißt er trotz aller Pferdennärrchen über Berg und Bach viele Meilen weit aus, und die anderen haben etwas zur sittlichen Erziehung . . .

Er dachte: jetzt muß ich irgendeine Handbewegung machen, sie bei der Hand nehmen, dann ist sicher alles wieder gut.

Sie dachte: wenn er jetzt doch ein einziges Wort sagte, um zu zeigen, daß er weiß, was er getan hat, um alles wieder gut zu machen. Ach, wenn er mich auch nur ein wenig streichelte . . .

Er gehörte aber zu denen, die wohl eine große Unternehmung voller Phantasie und Tragweite einzuleiten vermögen, aber nicht die Kraft haben, ein letztes kleines Hindernis zu überwinden, das der Trost und Stolz und die Hochberei aufgerichtet haben. Wie übrigens wir fast alle . . . Und also tat er nichts. Und also kam ein unnötiges Leid mehr auf die Welt.

Als wir noch in den Bindeln lagen, durften wir lächeln oder weinen, soviel und so oft uns danach war. Die „gute Erziehung“ hat uns das, wie das meiste Natürliche, abgewöhnt.

Dabei Ihr schon einmal auf der Straße den Mann getroffen, der irgendeinwas vor sich hinprahl? Sicher habt Ihr ihn für irre gehalten. Und die Frau, die stillvergnügt vor sich hinlächelte? Sicher habt Ihr erst gedacht, Ihr selbst seid der Anlaß und habt dann den Kopf geschnüttelt: die ist doch auch nicht ganz richtig.

Und wenn ihr nun morgen einem von den selbstüberwügten jungen Leuten begegnen würdet, denen sonst die ganze Welt zu gehören scheint und er weinte ungeniert wie ein Schulbub? Ich glaube, Ihr blühtet gar noch stehen, und fäht dem Weltwunder halb entgeisterte und halb neugierig nach. So heilig nämlich seid Ihr von der Notwendigkeit überzeugt, daß man Gefühle nicht verraten darf.

„Wollen wir nicht lieber die Rosen aus der Sunde nehmen?“, fragte er fragend, während er zu Bett ging. „Man könnte mit Kopfschmerzen aufwachen.“

„Natürlich, ich habe es vergessen“, sagte sie und brachte die Rosen weg.

Er las seine Zeitung nach und legte sich dann auf die Seite. Er dachte irgendwohin zurück. Es mußte fast zehn Jahre her sein, daß er in einer Sommernacht sich zwischen Rosenbeete gelegt und wie ein Gott erwartet war . . .

Er tröstete sich notdürftig: in diesen zehn Jahren wird nur selten bei einem das Weinlaub nicht zur Migräne. Es ist schon besser so —

Und dann schlief er ein. Morgens verlangte er ein Pulver. Er habe Kopf-schmerzen . . .



Copyright P. I. B. Bor & Copenhagen



Adamsen als Pädagoge

Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 22.
Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

SCHACHAUFGABE Nr. 286.

Von Johann Dobrusky.

(Sammlung Spielbücher.)

Schw.: Kd5, Sd3, Bd6. (3)



Weiß: Kc8, Df1, Lc2, Sa6, g6, Bc3, f5. (7)

Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

RICHTIGSTELLUNG.

In Aufgabe Nr. 284 ereignete sich ein kleiner Fehler, der große Wirkungen zur Folge hatte. Der weiße Springer c3 gehört auf c5! Wir geben nochmals die Stellung:

Schwarz: Kc5, Dd4, Tf4, Lf5, Sb4, Bd6, d7. (7)
Weiß: Kbl, Dh2, Tel, h6, Lb2, g8, Sc5, e4, Bd5, g4. (10)

Die Einsendezelt wird um 8 Tage verlängert.

Lösungszug zu Nr. 283: Sg7—e6!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Richter Karl, Politz a. E.; Sturm Heinrich, Brünn; Primas Josef, Ziebornik b. Aussig; Dressler Rolf, Vlašim; Schöffel Anton,

Schöbritz; Tepper Franz (danke für die Mühe u. bitte um Entschuldigung); Strache Rudolf, Großpriesen; Havel Franz u. Geißler Josef, Modlan; Nitsch Rosa, Trupschitz; Förster Gustav, Komotau II.; Dinnebler Emil, Tetschen; Hyna Josef, Hostomitz; Schindler Robert, Freundl Anton, Habl Erwin, König Anton, Chimiak Teo, Holfeld Otto, Lotmüller Hans, sämtlich Nestersitz; Robek Franz, König Anton, Steinwitz Hans, Steinwitz Adolf, Schmied Ferdinand, Walter Ludwig, sämtlich Kwitkau; Trlitsch Gustav, Wlsterschan; Teßsa Franz, Suchel; Eichler Otto, Drakowa.

ARBEITERSCHACH.

Am Sonntag, den 11. Juni, wurde in Modlan das Retourspiel 1. Bezirk gegen 2. Bezirk ausgetragen. Den Genossen des 2. Bezirkes gelang es nach schönem Kampf, das Spiel mit 7½:2½ Punkten für sich zu entscheiden und revanchierten sich für die in Türnitz erhaltene Niederlage (5:3 Punkte für 1. Bezirk). Allerdings trat der 1. Bezirk ohne Aron und noch einigen altbewährten Kämpfern an. Aber auch die Siegermannschaft trat nicht in stärkerer Aufstellung an.

Die Ergebnisse an den einzelnen Brettern:

Brett:	Ergebnis
1 Habl, Nestersitz	0:1 Scharoch, Wlsterschan
2 Guth, Kleische	0:1 Frisch, Wlsterschan
3 Proksch, Schönfeld	0:1 Berger, Zuckmantel
4 Junz, Kleinpriesen	0:1 Hefmann, Teplitz
5 Laslik, Nestersitz	0:1 Robek, Wlsterschan
6 Dubitzky, Kleische	1:0 Schmied, Wlsterschan
7 Wendler, Kleische	0:1 Loos, Teplitz
8 Balata, Schönfeld	1:0 Schramm, Wlsterschan
9 Tröster, Kleinpr.	½:½ Lieblich, Teplitz
10 Kufinsky, Schönfeld	0:1 Nakladal, Teplitz

Ergebnis 3½:7½ Punkte für 2. Bezirk.

Gleichzeitig spielte Sektion Kwitkau gegen eine komb. Mannschaft des 1. u. 2. Bezirkes an 7 Brettern. Kwitkau gewann mit 6:1 Punkten.

Krochwitz-Seldnitz gegen DTJ. Bodenbach.

Am 5. Juni spielte in Bodenbach Krochwitz-Seldnitz komb. gegen die tschechischen Genossen vom DTJ, Podmokly an 15 Brettern. Es ist der komb. Mannschaft gelungen, den Wettkampf mit 9:6 Punkten für sich zu entscheiden. Die Ergebnisse waren (Krochwitz zuerst genannt): Jellnek 0:1 Kort; Hayer 1:0 Brabec; Günther 1:0 Turrek; Scherze P 1:0 Vlček; Scherze Ed. 1:0 Štíčka; Müller 1:0 Žilka; Eckert 0:1 Novotný; Schweich 1:0 Hurdych; Eckert Er. 0:1 Slaby. (Seldnitz): Ulbrich ½:½ Niederle; Pamp 0:1 Vltásek; Deutschmann E. 1:0 Voborský; Redlich K. 0:1 Hanuš; Jüstel 1:0 Příbyl; Weber ½:½ Zajíček.

Ein sehr hübsches Ergebnis unserer Schachgenossen gegen die spielstarke DTJ.-Mannschaft.